

Die Anfänge des Christentums im Gebiete der Lippe, Ruhr und Supper.

Von Heinrich W. zur Nieden, Pfarrer zu Hagen.

Sehr viele der alten Kirchen auf der dem Cölnischen Lande gegenüberliegenden rechten Rheinseite bis tief in das westfälische Land hinein haben von den ältesten Zeiten an nachweislich in Beziehung zu Cöln gestanden, oder sind geradezu von Cölnern Kirchen und Abteien abhängig gewesen. Es ist das wohl ein Fingerzeig, daß man zunächst vor allem nach der Entstehung der Christengemeinde zu Cöln fragen muß, wenn man den ersten Spuren des Christentums in dem oben bezeichneten Gebiete nachforschen will.

Daß es schon im zweiten Jahrhundert in den römischen Städten am Rhein wie an der Mosel Christengemeinden gab, kann als feststehend betrachtet werden, ebenso daß diese Gemeinden römische Gemeinden waren, deren gottesdienstliche Sprache die lateinische war,¹⁾ aber über ihre Entstehung entbehren wir jeder, auch nur einigermaßen sicheren Nachricht. Um so eifriger war die Sage und Legende bestrebt, luftige Brücken zu bauen, welche die Verbindung der Gegenwart mit der fernen Vergangenheit herstellen sollten. Cöln verehrt in seinem ersten Bischof Maternus den Schüler des Apostels Petrus. Nun ist Maternus wohl wirklich der erste Bischof von Cöln gewesen, aber er war nicht ein Schüler des Apostels Petrus, sondern ein Zeitgenosse Kaiser Konstantins. So hat der Wunsch, apostolische Männer als Gemeindefirster nennen zu können und liebgewonnene Einrichtungen mit dem ehrwürdigen Schmucke hohen Alters zu bekleiden, allerlei Legenden hervorgerufen, welche

¹⁾ Vgl. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. I. Bd. 3. u. 4. Aufl. S. 6.

nicht nur an sich unhaltbar sind, sondern auch geeignet sind, Nachrichten, die einen wirklich historischen Grund haben, ungewiß und unsicher zu machen.

Italienische und orientalische Kaufleute und Handwerker kamen überall hin im römischen Reiche, auch in die römischen Städte am Rhein. Unter ihnen waren ohne Zweifel manche Christen, ebenso unter den Dienern und Sklaven römischer Beamten, welche aus andern mehr christianisierten Gebieten des Reiches in die Rheinlande veretzt wurden. Daß aber auch die römischen Legionen Träger des Christentums gewesen sein sollen, wie jene Legende von der Thebäischen Legion¹⁾ und andere es darzustellen suchen, ist nicht anzunehmen. Wohl hat es im römischen Heere Christen gegeben, doch waren sie wenig zahlreich, schon aus dem Grunde, daß unter den Christen zumeist Bekenntnis zu Christo und Kriegsdienst für unvereinbar betrachtet wurde. Es kommt hinzu, daß die vier Legionen, welche im zweiten und dritten Jahrhundert an der Rheingrenze standen, auch schon im ersten dort waren; wie sollte das Christentum zu ihnen gelangt sein? Von den Soldaten waren die Hälfte als Soldatenkinder im Lager geboren und herangewachsen.²⁾

Wir dürfen uns also jene ersten Christengemeinden am Rhein nicht als Missionsgemeinden vorstellen, in denen ein Streben wohnte, die frohe Botschaft von Christo den umwohnenden Heiden zu bringen, sondern als gottesdienstliche Vereinigungen lateinisch sprechender Römer. Ohne Zweifel wurde auch der Gottesdienst in lateinischer Sprache abgehalten, und man hörte dabei eher griechische, als deutsche Worte. Es war deshalb der Anschluß eines Germanen an solche römische Gemeinde gleichbedeutend mit einem Abfall nicht nur von seinen Göttern, sondern auch von seiner Sprache und seinem Volkstum.

¹⁾ Nach der Sage soll eine ganze Legion, welche an der Christenverfolgung nicht teilnehmen wollte, mit ihrem Anführer, dem heiligen Mauritius zu St. Moritz im Kanton Wallis niedergemetzelt sein. Vielleicht hat die Sage einen geschichtlichen Kern, indem bei einzelnen Soldaten in der Zeit der Verfolgung so etwas vorgekommen ist.

²⁾ Harfter, Die Nationen des Römerreichs in den Heeren der Kaiser, 1873, S. 26, nimmt an, daß in der leg. III Aug. 3/8 der gesamten Mannschaft im Lager geboren waren, vgl. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 3. und 4. Aufl. I, S. 10.

I.

Der erste, von dem wir wissen, daß er Mission unter den Kelten nicht nur, sondern auch unter den Germanen getrieben hat, ist Martin von Tours. Erst Kriegsmann, dann Mönch, wurde er Bischof im Jahre 375 und starb im Jahre 400. Von ihm wird gerühmt, daß er das Christentum auch unter der häuerlichen Bevölkerung verbreitet habe. Martin von Bracara — starb um 560 — sagt in seinem Lobgedichte auf Martin von Tours: Dank deiner bewiesenen Tapferkeit und deinem preiswürdigen Verdienste zeigt das eisige Germanien Liebe zu Christo und brennt von dem flammenden Feuer des göttlichen Geistes. Es streift den Reif ab, in welchen der feindliche Nordwind es gehüllt. Du fügst große und verschiedenartige Völker dem Bunde Christi zu: der Alemanne, Sachse, Thüringer, Pannonier, Rugier, Slave, Nare, Sarmate, Date, Ostgote, Franke, Burgunder, Dacier, Mane freuen sich unter deiner Leitung, Gott kennen gelernt zu haben. Bewundernd hat der Sueve deine Zeichen verstehen gelernt, um fortzuschreiten auf der Bahn des Glaubens.¹⁾

Danach kann wohl angenommen werden, daß St. Martin und seine Schüler weithin Einfluß ausgeübt und für Verbreitung christlicher Gedanken Sorge getragen haben. Wenn Martin von Bracara unter den Völkern und deutschen Stämmen vornan die Sachsen stellt und sie mitten zwischen die beiden zu seiner Zeit schon zum Teile christlichen Alemannen und Thüringer setzt, so müssen auch unter ihnen doch wohl Anfänge des Christentums vorhanden gewesen sein. Der Dichter wird doch

1) Virtutum signis meritorum et laude tuorum
 Excitat affectum Christi Germania frigus
 Flagrat et accenso divini spiritus igne,
 Solvit ab infenso abstrictas aquilone pruinas.
 Immanes variasque pio sub foedere Christi
 Adsciscis gentes: Alamannus, Saxo, Toringo
 Pannonius, Rugus, Sclavus, Nara, Sarmata, Datus,
 Ostrogotus, Francus, Burgundio, Dacus, Alanus,
 Te duce nosse deum gaudent: tua signa Suevus
 Admirans didicit, fidei quo tramite pergat.

D. Hauck bemerkt zu diesen Versen: Sie zeigen, mit welchem Interesse man die Fortschritte des Christentums unter den Deutschen verfolgte.

V. Hauck, Kirchengesch. Deutschl. I. 3. und 4. Aufl. S. 126, 4.

diese Missionstätigkeit des heiligen Martin nicht ganz freifunden, sondern seinen Lobgesang auf Grund vorhandener Thatfachen und Erinnerungen verfaßt haben.

Wenn von den alten Sachsen die Rede ist, so stellt man sich zumeist den Volksstamm vor, wie er in der Zeit Karls des Großen war oder geworden war: abgeschlossen von den Nachbarstämmen, feindlich gegenüberstehend sämtlichen Nachbarvölkern und abwehrend gegen alles Christliche. So waren die Sachsen, als sie mit den Franken um die Freiheit rangen in langjährigen erbitterten Kämpfen, aber so sind sie nicht immer gewesen. Es liegt gar kein Grund vor, anzunehmen, daß die Sachsen von Haus aus oder von Natur unempfänglicher gegen christliche Gedanken gewesen sein sollten, als die Nachbarstämme, ja die Folgezeit hat eher das Gegentheil bewiesen. Es ist auch unrichtig, wenn man annimmt, daß sie allezeit von den Nachbarstämmen feindlich abgeschlossen gewesen wären, oder gar stets im Kriege mit ihnen gelegen hätten. Es hat vielmehr ganz erhebliche Friedensperioden gegeben, in denen ohne Zweifel auch ein Verkehr zwischen den Sachsen und ihren christlichen Nachbarn stattfand. Als im sechsten Jahrhundert die fränkische Macht sich unter Chlodewechs Söhnen weithin ausbreitete, erkannten auch die Sachsen die Oberherrschaft der Franken an. Theudebert I. († 548) spricht in seinem Briefe an Justinian davon, daß Sachsen und Fritländer freiwillig sich seinem Zepter unterworfen hätten. Und wenn auch Chlothachar I. († 561) um Aufrechterhaltung dieser Oberherrschaft mit den Sachsen kämpfen mußte, so gelang es ihm doch, sie zu behaupten. Die Sachsen räumten ihre Abhängigkeit ein, und entrichteten zum Zeichen davon einen jährlichen Tribut von 500 Kühen. König Dagobert (623—639) verzichtete allerdings auf diesen Tribut, aber unter seinen Nachfolgern wurde er wiedergefordert.¹⁾

Wenn Theudebert I. sich als Oberherr der Sachsen ansah und von ihnen angesehen wurde, so war sein Vater, der christliche König Theuderich I. wie dessen Bruder Chlothachar I. Bundesgenosse der Sachsen. Im Jahre 531 schlugen sie vereint den Thüringer Herzog Hermenefrid in einer Schlacht an der Unstrut. Die Folge war Vernichtung des Thüringerreiches.

¹⁾ Vgl. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. 2. Aufl. II, S. 364.

Die Hauptmasse des Landes wurde fränkische Provinz; einige Striche im Norden bekamen die sächsischen Bundesgenossen; seitdem ist der Harz sächsisch. In Südthüringen am Main wurden Franken angesiedelt. So verlor jene Gegend den Namen Thüringen und bekam den Namen Franken. Seitdem ist der Thüringer Wald und westwärts das westfälische Rothaar-Gebirge die Grenze zwischen Franken und Sachsen.¹⁾

Es folgt aus dem allen, daß die Sachsen durchaus nicht so abgeschlossen gegen die anderen Stämme und so unberührt von christlichen Einflüssen gewesen sind in der vorcarolingischen Zeit, wie man vielfach angenommen hat, sondern daß sie lange Zeit ebenso wie Thüringer, Hessen und Borukterer unter christlichen Einflüssen gestanden haben. Wenn die Wirkungen dieser Einflüsse bei den Sachsen nicht so, wie bei jenen anderen Stämmen in die Erscheinung treten, so mag das einestheils daran liegen, daß die Nachrichten darüber wie so manche andere verloren gegangen sind, andernteils daran, daß die Kämpfe zwischen Franken und Sachsen mehr und mehr den Charakter der Religionskämpfe annahmen und insolgedessen das Christliche, welches in Sachsenwolke lebte, sich scheu verbergen mußte. So würde sich die an und für sich beispiellose Tatsache erklären, daß ein Volk, welches viele Jahrzehnte lang für seine Freiheit und Religion todesmutig kämpfte, endlich blutig niedergeworfen nicht grollend und zähneknirschend unter die neue Herrschaft und Religion sich beugte, sondern sich innerlich, herzlich und warm der neuen Religion hingab. Wenn man dabei ins Auge faßt, daß der Charakter des sächsischen Volksstammes nichts weniger als leicht beweglich, sondern zäh und langsam ist, so muß man annehmen, daß unter dem Sachsenwolke eine christliche Vorarbeit, die lange — vielleicht in der Stille — gewirkt hat, vor seinem Übergang zum Christentum tätig gewesen ist.

Erhard nimmt an, daß diese Vorarbeit von den allerorts in Deutschland wirkenden Kuldeern²⁾ getan worden sei. Ihnen,

¹⁾ Vgl. Hauck, Bd. I, 3. und 4. Aufl. S. 384. — Am Rahlen Astenberg sind die nördlichen Anwohner Sachsen, die südlichen Franken.

²⁾ Kuldeer bedeutet „Gottesmänner“. Diese Erklärung des Namens darf wohl als feststehend angenommen werden. — Diesen Namen hatten sie sich nicht selber beigelegt, sondern er war ihnen beigelegt worden von den Iren und Schotten, welche durch sie zur Erkenntnis des Heils in Christo

meint er, sei es zu verdanken, daß die von den Franken unterworfenen Stämme der Alemannen, Thüringer, Sachsen, Friesen nicht nur Muschris ten waren und blieben, sondern bald von einem innerlichen Christentum Zeugnis gaben.¹⁾ Ja, er glaubt auch, daß der Heliand, diese bewunderungs- und verehrungs-würdige Schöpfung der deutschredenden Kunst (Köne), das sprechendste Denkmal der Stellung, die der germanische Charakter zum Evangelium einnahm (Kettberg), das einzige wirkliche christliche Epos (Wilmar) aus den Kulbeerkreisen hervorgegangen sei.²⁾

geführt worden waren. Bei den Kulbeerklöstern war es stehende Sitte, für eine Missionsniederlassung in heidnischer Gegend stets zwölf Männer auszufinden mit einem Vorsteher als dreizehnten an der Spitze. Sie wählten zur Niederlassung meist einen Platz auf einer Insel oder am Ufer eines Flusses, wo Nebenbäche oder Flüsse einfließen und so wenigstens eine Art Halbinsel gebildet wurde. Sie nährten sich von Fischfang, Viehzucht, Korn- und Gartenbau. Der Bettel — und das unterschied sie von den späteren Mönchen — war ihnen verhaßt. Beschauliche Müßiggänger wurden bei ihnen nicht geduldet. Sie ernährten sich durch ihrer Hände Arbeit, und von der Arbeit war niemand ausgeschlossen. — In der irischen Sprache bedeutet cèle „Mann“, „Genosse“ und de bedeutet „Gott“. S. Ebrard, S. 6.

¹⁾ Die Kulbeer unterschieden sich von der römischen Kirche höchst wesentlich durch evangelische Heilslehre, durch Nichtanerkennung der päpstlichen Suprematie, durch energische Betonung der Heiligen Schrift als einzige höchste Autorität, durch eifriges Schriftstudium und tüchtige Schriftemtnis, durch Nichtanrufung der Heiligen, Nichtverehrung der Bilder, durch Gottesdienst und Kirchengesang in der Landessprache, eine abweichende Berechnung des Osterfestes, eine verschiedene Form der Tonsur, eine eigentümliche Kirchenverfassung, endlich aber durch einen verehelichten Klerus (Ebrard, Die irischschottische Missionskirche S. 4). Sie wurden seit 596 in Großbritannien und seit 607 im Frankenreiche von römischer Seite her sehr heftig angegriffen — bis es dem Stuhle Petri endlich im 13. und 14. Jahrhundert gelang, die schwachen Reste jener uralten Kirchengemeinschaft vollends zu zerdrücken, die nun als eine verborgene Sekte der Lollharden fortexistierte, bis der durch sie angeregte Wycliffe als erster Anhänger der Reformation an das Licht trat. (Prof. Ebrard ebendasselbst.)

²⁾ „Ein Denkmal dieser alten kulbeischen Missionsstätigkeit, soweit sie Niederachsen betraf, ist der Heliand. Daß an seiner Entstehung Winfried (Bonifatius) mit seinen Genossen unschuldig ist, geht schon aus der einzigen Stelle hervor, wo die Hirten zu Bethlehern als Pferdewhirten dargestellt sind (ehuscalcos . . . weros an wachtu). Gregor III. aber (epist. Bonifacii 45) hatte das Pferdesfleisshessen für immundum atque execrabile erklärt!“ (Ebrard irischschottische Missionskirche S. 389). Und was endlich die Hauptsache ist: wir finden im Heliand die alte evangelische Lehre der Froschotten wieder: Nichts von Heiligenverehrung, keine Fürbitte der Maria, geschweige eine Anrufung um ihre Fürbitte (Ebrard 390).

Er findet im Heliand die reinere evangelische Lehre der Froshotten ausgesprochen und darin auch den Grund, daß er vom römischen Kirchentum zur Seite gedrückt und der Vergessenheit überliefert worden sei.¹⁾

Obgard betrachtet die Kuldeer als eine evangelische Richtung in der damaligen Kirche im Gegensatz zu der römischen, ja er sieht sie gewissermaßen als Vorläufer an der heutigen evangelischen Christenheit. Darin geht er nach dem wohl ziemlich einstimmigen Urteil der besonneneren wissenschaftlichen Forschung zu weit. Seine warme christliche Begeisterung für diese gewiß der herzlichsten Verehrung würdigen Männer verleitet ihn, sie zu überschätzen, und diese Überschätzung der Kuldeer ruft bei ihm eine starke Unterschätzung des Bonifatius und seiner Wirksamkeit hervor.²⁾

Daß aber die Missionstätigkeit jener Kuldeer sehr bedeutend war und daß auch Deutschland ihnen die erste Predigt des Christentums verdankt, darin findet Obgard fast durchweg Zustimmung.

„Nördlich von einer Linie, welche vom Gotthard nach Bern und Laufen, von da südwärts bis Genf und Lyon, von da südwestwärts nach den Pyrenäen und diesen entlang gezogen wäre,“ findet Obgard „das kuldeische Klosterwesen bis um das Jahr 700 sozusagen allein vorhanden“. Und „soviel dürfen wir als unanfechtbares Resultat uns aneignen, daß das britische Kirchentum

¹⁾ „Diese ausgezeichnete Dichtung ist dennoch außerhalb des Gebietes der Sachsen bei den anderen deutschen Stämmen wenig bekannt geworden. — Der Bann des römischen Kirchentums, allem Volkstümlichen ungünstig, lagerte sich je mehr und mehr über der deutschen Kirche.“ M. Michelsen, Art. Evangelienharmonie in Herz. Real-Enc. IV, S. 431.

²⁾ „Dreißig Jahre lang, 680—720, hatte Willibrord im Segen gewirkt, als ein angelsächsischer Presbyter, von Rom kommend und dort instruiert, sich bei ihm einschlich und drei Jahre lang an seiner Seite als Spion ein Leben der Verstellung führte. Diesen Mann (Winfried) müssen wir nun näher kennen lernen.“ (Obgard, Froshottische Missionskirche, S. 391.)

„Trotz aller Schönfärberei läßt sich also die Tatsache nicht wegbringen, daß Winfried noch im Jahre 735 für Heidenbekehrung nichts getan, sondern alle Kraft auf die Zerstörung der kuldeischen Kirche verwandt hat, wie denn das auch der ihm in Rom und Frankreich gegebene Beruf war; denn der Auftrag, die Heiden zu bekehren, war doch zunächst nur ein Mäntelchen, das der Sache umgehängt wurde.“ (Obgard, ebendasselbst S. 413.)

einen tiefen und langanhaltenden Einfluß auf die fränkische Christenheit geäußert hat“, „die nationale Form der Kirche, das Landeskirchentum im Unterschiede von der römischen Katholizität, wurde namentlich durch sie gestützt, und gerade die Unabhängigkeit der fränkischen Landeskirche von Rom zog die Iren und Schotten über das Meer herüber in das Land, wo die Anhänger der vor Jahrhunderten eingewanderten Missionare und Klostergründer noch immer als „Iren“ und „Schotten“ gern gesehen werden.“¹⁾

Auch darin findet Ebrard Zustimmung, daß der Geist, welcher in der kuldeischen Mission lebte, wie ihre Missionspraxis von der römischen sich sehr unterschied. Die Kuldeer suchten nicht auf die Massen zu wirken, indem sie durch Zerstörung heidnischer Heiligtümer die Heiden von der Nichtigkeit ihrer Götter zu überzeugen suchten, sondern sie wirkten auf das Volk durch Predigt und Vorbild. Sie stellten sich nicht hoch über die Laien und vertraten nicht einen exklusiven Priesterstand, wie die römischen Priester und Mönche, was schon daraus zu ersehen ist, daß verheiratete Priester bei ihnen nicht nur eine Ausnahme, sondern die Regel darstellten, wie Ebrard meint. Auch Rettberg ist der Meinung, daß die eigentliche Veranlassung der Klagen des Bonifatius über jene Priester in Thüringen die verschiedene Ansicht über die Priesterehe gewesen sein werde.²⁾ Deshalb hat er „diese Männer so bitter als kezerische, schismatische, hurerische Priester verfolgt“; es war „die Frage, ob eine altchristliche oder die von Bonifatius vertretene römische Form in Deutschland herrschen werde.“³⁾ — Wenn man nun aber annehmen wollte, daß jene irischen Priester und Mönche einer weniger ernsten Lebensanschauung gehuldigt hätten, als die andern, so würde man irren. Im Gegenteil war das asketische Leben auch ihr höchstes Ideal. Deshalb stand auch der heilige Martin von Tours in der keltischen Kirche in so hohen Ehren; „mit ihm persönliche Freundschaft gepflogen zu haben, dichtete die keltische Sage ihren Heiligen als besonderen Vorzug an“.⁴⁾ Ebenso ist es dem Einflusse der Kuldeer wohl zuzuschreiben, daß St. Martin der

1) Werner, Bonifatius, der Apostel der Deutschen 1875. S. 214 und 215.

2) Rettberg, Kirchengeschichte II, S. 322 f.

3) Ebendasselbst S. 319.

4) C. Schöll, Art. Keltische Kirche in Herzogs Realencykl. Bd. 8. S. 339.

Nationalheilige des fränkischen Volkes wurde. Er war ein Asket, der auf alles eigene Wünschen Verzicht geleistet und sich in völliger Gelassenheit in Gottes Willen ergeben hatte. Sein Biograph, Sulpicius Severus, schildert sein Leben als ein ununterbrochenes Gebet; seine Gedanken waren ganz auf das Ewige gerichtet, das Äußere und Diesseitige war ihm wertlos. Doch war er nicht ein Mann weltferner und weltverdrossener Frömmigkeit, dem das einsiedlerische mönchische Leben Selbstzweck war, sondern ein Mann, dessen Lebensaufgabe es war, zu arbeiten und zu wirken nach allen Seiten für Gottes Reich. Darin lag die geistige Verwandtschaft zwischen ihm und den Kuldeern.

„Die Klöster,“ sagt Hauck,¹⁾ „waren stille Zufluchtsstätten für solche, die auf die Arbeit in der Welt verzichteten und jede Berührung mit ihr flohen, um allein an dem eigenen Heil zu arbeiten. Eine religiöse Einwirkung auf die Kirche überhaupt zu üben, beabsichtigten die Mönche nicht.

„Es gab ein Gebiet, wo dies anders war: die keltische Kirche Schottlands und Irlands. Ihre Entwicklung hatte dahin geführt, daß die gesamte religiöse Leitung des Volkes von den Klöstern ausging. Wohl gab es Bischöfe: aber auch sie waren Mönche und als solche den Äbten der Klöster untergeordnet. Was sie von den übrigen Klostergenossen unterschied, war, daß sie durch ihre Ordination befähigt waren, gewisse kirchliche Handlungen vorzunehmen, welche die Äbte nicht verrichten konnten. Jrgend welche Jurisdiktion hatten sie nicht. So nahmen also die Mönche in diesem Kirchengebiete in jeder Hinsicht die führende Stellung ein. Ihre religiösen Anschauungen waren von denen nicht verschieden, nach welchen die Mönche allervwärts in der Kirche lebten. Auch sie waren überzeugt, daß nur die Asketen Jesu wirkliche Nachfolger seien; auch sie strebten, sich ein Verdienst zu erwerben durch Verzicht auf das, was den Menschen teuer ist. Und diese Absicht führte nun nicht wenige in das fränkische Reich. War es möglich, daß sie sich wie die fränkischen Mönche daran begnügen ließen, für das Volk, unter dem sie lebten, zu beten? Es mußte für sie das Naturgemäße sein, daß sie versuchten, wie in der Heimat auf dasselbe zu wirken. Dadurch aber erhielt das Mönchtum eine Aufgabe, die

¹⁾ Alb. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. Bd. I. 3. u. 4. Aufl. S. 261 f.

es bisher nicht kannte: seine Stellung unter dem Volk veränderte sich völlig. Der Mann, der diese neue Tendenz in das Mönchtum des fränkischen Reiches trug, war Columba von Luxeuil, eine der wenigen großen Persönlichkeiten der Kirchengeschichte dieser Epoche.“ Er fuhr aus seiner irischen Heimat zum fränkischen Festlande hinüber zunächst nicht, um Mission zu treiben, sondern fern von der Heimat und den Seinen ein asketisches Leben zu führen; höchstens war sein Gedanke, unter den christlichen Völkern ein Prediger mönchischer Frömmigkeit zu werden.¹⁾ Er war nicht der erste noch der letzte Irländer, der in diesem Gedanken das Festland aufsuchte. Columba fand bei König Guntchram († 592) freundliche Aufnahme und gründete an der Grenze von Auster im Quellgebiete der Maas und Mosel das Kloster Luxeuil. Die Insassen des Klosters machten in eifriger Arbeit das Land urbar und ernährten sich selber durch Getreidezucht und Gartenbau, Fischfang und Viehzucht. Daß Columba für seine Klosterstiftung die nach fränkischem Kirchenrecht erforderliche Genehmigung des Bischofs von Besançon eingeholt habe, wird nicht berichtet, vielmehr scheint es, daß er den Altar seiner Kirche durch einen irischen Bischof weihen ließ. Er war eine überaus energische, selbständige Persönlichkeit. Wenn er in dem stillen Wirken im Wasgenwalde sein Lebensziel suchte und gefunden zu haben glaubte, so täuschte er sich selber. Es trieb ihn weiter. Sein Einfluß auf die Großen wie auf das Volk wurde immer mächtiger; kein Wunder, daß er in allerlei Konflikte geriet. Er feierte Ostern im Gegensatz zu der Kirche des Landes, in dem er wohnte, nach kuldeischem Brauch. Als er dieserhalb von den Bischöfen angegriffen wurde, wandte er sich an den Papst Gregor nach Rom, nicht weil er ihn als Herrn des Glaubens oder höchsten geistlichen Vorgesetzten betrachtete, sondern als an eine weithin in Sachen der Kirche und Lehre berühmte Autorität. Das geht daraus schon hervor, daß

¹⁾ Die Hauptquelle für das Leben Columbas ist seine Lebensbeschreibung von Jonas von Bobbio. Dort heißt es von Columbas und seiner Genossen Ankunft in Gallien: „Sie beschlossen dort eine Zeitlang zu verweilen, jedoch si obduratas caligine arrogantiae mentes repperiant, ad vicinas nationes pertransire“. (Vit. Col. I, 4, S. 71). Hauck bemerkt dazu: „Daß er dabei nicht an das heidnische Deutschland, sondern an das christliche Italien dachte, zeigt 24 f.“ S. 98 f. Hauck I, 263.

er den Papst nicht anrief, um den Streitfall zwischen ihm und den Bischöfen zu entscheiden, sondern von ihm forderte, daß er die verkehrte fränkische Osterfeier abstelle¹⁾ oder seine Autorität nach dieser Richtung in die Waagschale werfe. Eine geistliche Oberhoheit hatte der Papst in jenen Zeiten auch im Frankenreiche nicht, sondern seine Autorität war auch dort nur eine moralische. „Im gewissen Sinne war demnach die fränkische Kirche eine „romfreie“ Kirche.“²⁾ Wenn man das festhält, so schwindet ein gut Teil des Gegensatzes, welchen Prof. Ebrard in seinem Buche: „Die irischottische Missionskirche“ zwischen den Kuldeern und der fränkischen Kirche feststellt, und es wird wahrscheinlich und begreiflich, daß es Kuldeer gegeben hat, welche zu Rom hinneigten und fränkische und angelsächsische Bischöfe und Priester, welche von kuldeischem Geiste beseelt waren. Es erscheint mir das wichtig zur Erklärung des Verhaltens eines Willibrord, Kunibert u. a., über welche noch später wird zu sprechen sein. — Weiter auf Columbas Leben und Schicksale einzugehen — wie anziehend und lehrreich es auch sein möchte — ist hier nicht der Ort. Uns interessiert vor allem die von ihm und Luxeuil ausgegangene Missionsstätigkeit. Daß von Luxeuil Mission unter den Heiden Deutschlands getrieben wurde, zeigt schon der Zusammenstoß zwischen Agrestius und Columbas Nachfolger als Abt von Luxeuil, Eustasius. Agrestius, ein hoher Beamter König Theuderichs II. (587—613), wurde von der asketischen Begeisterung ergriffen und wurde Mönch in Luxeuil. Aber im Kloster fand er nicht, was er suchte. Er sehnte sich danach, zu den Heiden als Prediger des Evangeliums gesandt zu werden. Eustasius schlug zuerst seine Bitte ab, weil er ihn zur Missionsarbeit nicht geeignet hielt, gab aber schließlich seinen dringenden Bitten nach und sandte ihn nach Bayern. Doch bald wurde er der vergeblichen Arbeit unter den Heiden müde und begab sich nach Aquileja, wo man im sogenannten Dreikapitelstreit die Gemeinschaft mit Rom abgebrochen hatte. Seine Parteinahme in diesem Streit führte seine Ausstoßung aus dem Kloster herbei.

¹⁾ *Mirror, fateor, a te hunc Galliae errorem acsi seismaticum iam diu non fuisse rasum*, schreibt Columba an den Papst. Vgl. Hauck I, 3. und 4. Aufl. S. 281.

²⁾ Hauck, Kirchengesch. Deutschl I. 3. u. 4. Aufl. S. 429.

Der Einfluß Columbas — auch nach der Seite der Mission — geht weit über die direkte Wirksamkeit Luxeuils und der anderen von hier aus gegründeten Niederlassungen hinaus. Um ihn zu ermessen, muß man die große Zahl der Männer sich vergegenwärtigen, deren religiöse Überzeugungen direkt oder indirekt von Columba bestimmt waren. Es sind vor andern dort zu nennen der Bischof Arnulf von Metz, der Stammvater des Karolinger-Geschlechts, Eligius von Noijon, Audoen von Rouen, Sulpicius von Bourges, Amandus von Maastricht u. a. Sie lebten in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, einer Zeit, welche man die Blüteperiode der fränkischen Kirche nicht mit Unrecht genannt hat. Unter Chlothachar II. und seinem Sohne Dagobert I., welche das gesamte Frankenreich unter ihrem Zepter vereinigt hatten, hörten die Bruderkriege, welche so oft das Reich schwächten, auf, und das Land erfreute sich ein Vierteljahrhundert inneren Friedens. Unter diesen Verhältnissen erstarbte auch die fränkische Kirche. Dies bewies der Vorstoß des Christentums nach Norden und nach Osten, der in jener Zeit sichtbar stattfand.

Um einen Überblick in diese Ausbreitung des Christentums in jener Zeit zu erhalten, wird es förderlich sein, uns das Leben und Wirken jener vorgenannten, im keltischen-kuldeischen Geiste wirkenden Männer in kurzen Zügen zu vergegenwärtigen. Da ist zuerst Arnulf von Metz. „Als er im Jahre 611 oder 612 das Bistum der austrasischen Residenzstadt erhielt, war er ein gereifter Mann; eine an Glanz und Erfolgen reiche Lebenszeit lag bereits hinter ihm. Der Sprößling eines reichen fränkischen Hauses hatte er seine Erziehung am austrasischen Hofe erhalten; auf manchem Ritte begleitete er den Dux Gundolf, der ihn früh auch in die staatlichen Geschäfte einführte. Und rasch kam er empor: es wird als etwas Außergewöhnliches berichtet, daß er sechs königliche Fiscii zur Verwaltung erhielt; man erwartete offenbar Großes von ihm. Doch ging er nicht auf in den Dingen dieses Lebens. Die wichtigste Frage, die nach der Vergebung der Sünden, war auch für ihn Lebensfrage. Sein großer Nachkomme, Kaiser Karl, hat dem Geschichtschreiber der Metzger Bischöfe, Paulus Diakonus, davon erzählt, wie ernstlich sie ihn beschäftigte. Als Arnulf noch Laie war, ging er einmal vertieft in den Gedanken an seine Sünde und die gött-

liche Gnade, über die Moselbrücke. Er rang nach Gewißheit: Sollte Gott nicht antworten, wenn er ihn fragte? Einem plötzlichen Impulse Folge leistend, schleuderte er den Ring, den er am Finger trug, in den Fluß mit den Worten: Wenn ich ihn wiedererhalte, dann will ich darauf trauen, daß meine Sünden mir vergeben sind. Er hat den Ring wiedererhalten, so erzählte der Kaiser dem Geschichtschreiber.“¹⁾ — Arnulfs Eintritt in den Episkopat bedeutete nicht den Verzicht auf seine Stellung am Hofe. Es wird berichtet, daß er auch als Bischof den Primat am Hofe besessen habe, und wenn er auch nicht gerade Majordomus war, so nahm er doch sicher bei dem Könige die Stelle eines einflußreichen Ratgebers ein. Daß er nach seiner ganzen Geistesrichtung in dieser Stellung ein Schützer der Kuldeer und ihrer Mission gewesen sein wird, ist selbstverständlich.

War Arnulf aber mehr mittelbar ein Förderer der Mission, so war Eligius von Noyon ein direkter Förderer der Mission unter den Deutschen. Er war der Gründer des berühmten Klosters zu Solignac bei Limoges, „von dem aus die Wirkung der von Columba gepflegten Anschauungen sich nach Deutschland erstreckte, denn von hier aus erhielt das Kloster Cougnon bei Trier eine Stiftung Sigibert III. († 656), seinen ersten Abt Remaculus; er wurde später Bischof von Mastricht und Abt des Klosters Malmedy in der Diözese Cöln.“²⁾ Eligius selber wirkte unter den Friesen mit großem Erfolge. „Daß er sich der religiösen Richtung der Fro-Schotten anschloß, tat seinem Ansehen keinen Eintrag,“ bemerkt Prof. Hauck in seiner Kirchengeschichte.³⁾

Unter diesen der kuldeischen Richtung angehörigen, Mission unter den deutschen Stämmen treibenden bedeutenden Männern, muß vor allem der Bischof Kunibert von Cöln unser lebhaftes Interesse erregen. Er war in Trier erzogen und gebildet, wo schon anfangs des 7. Jahrhunderts kuldeische Klosterniederlassungen sich befunden haben müssen. Er war es auch, der die Stiftung der Kuldeerklöster Cougnon, Stablo und Malmedy betrieb. Er stand in enger Verbindung und

1) Vgl. Hauck, Kirchengesch. I. 3. und 4. Aufl. S. 161.

2) Vgl. Hauck, Kirchengesch. I. 3. und 4. Aufl. S. 292.

3) Ebendasselbst S. 338.

vielfacher Beziehung zu den vorgenannten bedeutenden Persönlichkeiten.¹⁾ Nach Arnulf von Metz Rücktritte nahm er unter den Ratgebern des Königs Dagobert I. die erste Stelle ein. Dieser König war es, welcher die Beseitigung alles Heidnischen in seinem Reiche ernstlich zu erreichen suchte, indem er einen allgemeinen Taufbefehl erließ. Es war ihm auch klar, daß die Missionare, welche unter den deutschen Nachbarstämmen wirkten, seine besten Bundesgenossen waren und daß ihr Vorwärtsdringen und Eindringen in das Volksleben zugleich einen Sieg seines Reiches und eine Befestigung seiner Herrschaft bedeuteten. Deshalb unterstützte er auch eine von Cöln aus in Friesland betriebene Mission. „Man darf wohl geradezu den Bischof Kunibert von Cöln als Unternehmer derselben betrachten,“ meint Hauck. In Utrecht (Trajectum) wurde eine Kirche errichtet und das Land dem Cölner Sprengel einverleibt. Dies geht hervor aus einem Briefe des Bonifatius, worin er sagt: Es sei Utrecht der Cölner Kirche geschenkt von dem alten Frankenkönige Dagobert, damit der Cölner Bischof das Volk der Friesen zum christlichen Glauben bekehre.²⁾

Wenn Kunibert missionseifrig seine Blicke richtete auf die an der holländischen Küste wohnenden Friesen, dann sollte man meinen: Es habe ihm doch viel näher gelegen, seine Tätigkeit den vor den Thoren Cölns wohnenden deutschen Stämmen am anderen Ufer des Rheins zuzuwenden. Daß das geschehen ist, werden wir weiter sehen. An Kunibert erinnert die noch heute bestehende Kirche Cölns, die seinen Namen trägt, welche ehemals St. Clemens hieß. Sie lag wie St. Gereon, St. Severin und St. Ursula ursprünglich vor den Mauern der Stadt, was darauf hinweist, daß sie anfangs geistlichen Genossenschaften diente; ebendasselbst lag das Schottenkloster St. Martin, welches durch seinen Namen erinnert an die Kuldeer und ihre Missionsbestrebungen.

War die erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts eine Zeit fröhlichen Fortschrittes, so war die zweite ein Stillstand, ja in vieler Beziehung ein Rückgang. An den verschiedensten Punkten war mit der Christianisierung der deutschen Stämme begonnen,

¹⁾ Ebrard S. 324.

²⁾ Hauck I, 328.

aber was verheißungsvoll begonnen hatte, stand überall in Gefahr, wieder verloren zu gehn; und das nicht ohne Schuld der irischottischen Missionare, sagt Hauck.¹⁾ „Sie erwiesen sich unfähig, eine deutsche Kirche zu gründen. Gewiß gab es manchen treuen Prediger des Evangeliums unter ihnen; an zahlreichen Orten arbeiteten sie im Dienste des Christentums; da aber die einzelnen Männer keine Fühlung miteinander hatten, so wurde ihre Arbeit nicht gemeinsame Arbeit: man kam wohl zur Gründung einzelner Christengemeinden, aber nicht zur Gründung von Provinzialkirchen. Schlimmer war noch, daß es nicht gelang, einen treuen einheimischen Klerus heranzubilden. Nur dadurch hätten die christlichen Überzeugungen die Herrschaft über die Bevölkerung erringen können: aber auch von diesem Ziele war man weit entfernt. Der Mangel an organisatorischer Gabe, der dem keltischen Volke eigen ist, bewirkte, daß viele Hingebung und Aufopferung vergeblich war.“

Nun bestand ja im Frankenlande eine organisierte Kirche; und da möchte man fragen: warum trat diese nicht helfend und bauend in die Arbeit ein? Die fränkische Kirche befand sich eben auch in jener Zeit im Niedergang ebenso, wie der merowingische Staat. Unter Dagobert I. hatte er den Höhepunkt seiner Macht erreicht. Nun ging es mit ihm abwärts. Der Grund lag darin, daß keine kraftvollen Herrscher mehr an der Spitze des Staates standen, sondern vielfach sogar unmündige Kinder. Dadurch kam eine Aristokratie teils fränkischen, teils römischen Ursprungs auf, und diese kämpften unter sich um die Macht und den Einfluß im Staate, bis es endlich einer dieser großen Familie gelang, sich über die andern zu erheben und eine neue Dynastie zu bilden. Es waren die Karolinger, die Nachkommen jenes Bischofs Arnulf von Metz. Auch die Kirche wurde in diese Kämpfe hineingezogen und die Bischofsstühle und Abteien von den jeweiligen Machthabern besetzt.

Daß unter solchen Umständen die Machtentfaltung des fränkischen Staates nach außen nicht gerade glanzvoll sein konnte, ist offenbar. Man kämpfte mit den östlichen Nachbarn mit zweifelhaftem Erfolge. Es war der Beginn der länger als ein Jahrhundert dauernden Sachsenkriege. Wenn diese

¹⁾ Hauck I, S. 388 f.

schließlich zu einem Religionskriege zwischen Christentum und Heidentum ausarteten in der Zeit Karls des Großen, so würde es doch zu falschen Vorstellungen über die ganzen Verhältnisse führen, wenn man annehmen wollte, daß dieser Charakter von vorn an diesen Kämpfen eigen gewesen wäre. Es handelte sich zunächst gar nicht um die Religion, sondern es war ein Kampf um die Macht und Vorherrschaft zwischen zwei großen Volksverbänden, dem Sachsenbund und Frankenbund. Zwischen beiden lag ein großes Grenzgebiet, auf welchem die Kriege zwischen beiden ausgefochten wurden. Es war das Gebiet, von dem wir hier vor allem zu sprechen haben, das Land an den Nebenflüssen des Rheins, der Lippe, Ruhr, Wupper. Bald stand es unter fränkischer Herrschaft und Einfluß, bald unter sächsischem. Das wird auch in christlicher Hinsicht gegolten haben. Je weiter vom Rheine ab, desto mehr Heidentum und je näher zum Rheine und den dortigen schon jahrhundertalten Christengemeinden, desto mehr Christentum. Daß auch die religiöse Frage in diesen Kämpfen eine Bedeutung hatte und daß die fränkischen Könige eher von einem Stamme dauernde Unterwerfung erwarten konnte, wenn er christlich geworden war, liegt auf der Hand, ebenso daß sie auf jene Stämme auch nach dieser Richtung hin Einfluß auszuüben suchten. So hören wir von Pipin, dem Sohne Karl Martells, daß er im Jahre 753 unter harten Kämpfen die Sachsen, welche im vorangehenden Jahre sengend und brennend in Thüringen eingebrochen waren, bis zur Weser zurücktrieb, und daß diese sich genötigt sahen, Frieden zu schließen. Sie stellten Geiseln und bewilligten den fränkischen Predigern vollkommene Freiheit, in Sachsen das Christentum zu verkündigen und diejenigen, welche es annehmen wollten, zu taufen. Außerdem verpflichteten sie sich zu einem jährlichen Tributen von 300 Pferden.¹⁾ 758 fand ein neuer Kampf statt, er endete damit, daß das Versprechen wiederholt wurde und viele Sachsen sich taufen ließen.²⁾ Der Friede zwischen Sachsen und König Pipin hielt auch stand bis zu seinem Tode († 768, 24. Juli).

¹⁾ Vgl. Dr. Heinr. Aug. Erhard, *Regesta historiae Westfaliae*, Münster 1847. I, S. 63. Ann. Met. I, c.

²⁾ Ebendasselbst.

Daß es in diesem Zeitraum — Ausgang des siebenten und Anfang des achten Jahrhunderts — nicht an Missionaren unter den Stämmen am rechten Rheinufer fehlte, bezeugt die Wirksamkeit Suidberts unter den Borkerern, von der wir weiter noch eingehender zu handeln haben werden, ebenso der Versuch der beiden Ewalde, zur Verkündigung des Evangeliums in das Sachsenland einzudringen. Immer neue Diener des Wortes, sagt Alkuin, kamen aus Northumberland zu den Sachsen, doch nennt er nur noch einen Namen, den des Priesters Wira.¹⁾ Daß der Name jener Ewalde erhalten worden ist vor anderen, dürfte wohl dem Umstande vor allem zuzuschreiben sein, daß ihre Ermordung als eine auch zu jener Zeit unerhörte Freveltat angesehen wurde. Sie geschah an der Grenze des Frankenreiches, mutmaßlich in einem von diesem abhängigen Gebiete. Es ist auch bezeichnend, daß Beda, dem wir den Bericht über sie verdanken, betont, daß die Mörder von dem Richter des Gau's (satrapo provinciae) bestraft worden seien;²⁾ und daß also die Tat auch von den Bewohnern des Landes als Freveltat angesehen worden ist.

Hier ist auch anzuführen, daß es bei Bonifatius nicht nur eine ganz unerfüllt gebliebene Sehnsucht gewesen ist, den ihm stammverwandten Sachsen das Evangelium zu verkündigen, sondern daß er einigermassen auch dazu die Gelegenheit gehabt

¹⁾ Hauck I, 369.

²⁾ Beda lib. V, cap. 11. Vgl. auch Erhard: Regesta historiae Westfaliae p. 59. —

Es war wohl ein Bezirk, in welchem das Heidentum noch in völliger Herrschaft war. Solche gab es in noch viel späteren Zeiten, als das Land im ganzen bereits als ein christliches angesehen wurde. Beda berichtet, daß die Tat stattgefunden habe, als die beiden Missionare eben das heidnische Gebiet betreten hatten. Er nennt auch, — wenn ich mich recht entsinne — den Ort: villa appellata Beeck, worunter mutmaßlich das an der unteren Emscher gelegene Beeck zu verstehen ist. Eine falsche Lesart hat dam aus villa appellata Beeck gemacht: villa Aplerbeck, welcher Ort auch an der Emscher, aber nahe der Quelle des Flusses liegt. Um dorthin zu gelangen, hätte es wohl nicht nur einer oder zweier, sondern vieler Tagereisen bedurft. Man reiste damals an einem Tage eben nicht weit. Die Geschichte von dem „Mordhose“ zu Aplerbeck ist eine jener legendarischen Ausschmückungen, an denen die alte Zeit so reich war. Geschichtlich feststehend ist nur, daß die Kirche zu Aplerbeck, wie verschiedene andere westfälische Kirchen, einen den heiligen Ewalden geweihten Altar besaß.

hat. Das beweist das in die Jahre 724—41 zu verlegende Schreiben des Papstes Gregor an Bonifatius vom 30. Juni,¹⁾ worin des letzteren Verdienste um die Predigt des Evangeliums in Sachsen und besonders die Befehrung einiger der Vornehmsten dieses Landes, namens Cova, Rutdewic, Bulderic und Dedda gerühmt werden. Aber wenn Bonifatius darüber klagt, daß er zu den Sachsen nicht Zugang finden könnte und die Hoffnung ausspricht, seinen Herzenswunsch, auch die Sachsen zu christianisieren noch erfüllt zu sehen, so meint er selbstverständlich damit, seine Missionsmethode dort zur Anwendung zu bringen. Gewiß wird Bonifatius auch wie die anderen Missionare durch Wort und Lehre auf die Heiden gewirkt haben, aber sein Streben ging doch weniger dahin, auf den einzelnen als auf die Massen zu wirken. Er war ebenso sehr — vielleicht noch mehr — Organisator als Missionar. In den sämtlichen Gebieten, in denen er arbeitete, in Friesland, Thüringen, Hessen, Bayern war schon längst vor ihm Mission getrieben worden, und es waren dort Christen vorhanden. Manche unter ihnen mögen minderwertig gewesen sein, und es mag wörtlich zu verstehen sein, wenn in den Briefen des Bonifatius und den päpstlichen Antworten auf diese gesagt wird, daß unter den dortigen Priestern homicidae, d. i. gewalttätige Menschen oder halbe Heiden waren, welche nach Wunsch und Bedürfnis christlich taufteu oder dem Wodan weiheten. Es mögen unter ihnen fornicatores, d. i. in Unzucht Lebende gewesen sein, oder es mögen von Bonifatius nur die verheirateten Priester und solche, die Kriegsdienst getan hatten, mit solchen Ausdrücken belegt worden sein. Es mag manches Wort jener Briefe, die der römischen Hierarchie von jeher eigene Art an sich tragen, durch volltönende und starke Worte die Freunde zu feiern und die Gegner zu kennzeichnen; — jedenfalls waren in jenen Bezirken schon Christen, wenn auch die Bevölkerung zumeist noch heidnisch war. Bonifatius sah nun als seine Hauptaufgabe an, hier zu reformieren, eine geistliche Organisation zu schaffen und diese dem Papsttume anzugliedern. Mission und Reform im rechtsrheinischen Deutschland zu treiben, das war auch der ihm vom Papste Gregor gegebene Auftrag.

¹⁾ Erhard: Regesta S. 60.

In dem ihm vom Papste ausgestellten Reisebriefe¹⁾ heißt es: Wir haben den Bonifatius ausgesandt, damit er einesteils das Wort des Heils predige, andernteils daß er, wenn er welche fände, die vom rechten Glaubenswege abgewichen oder durch des Teufels List in Irrtum verführt worden seien, sie wieder zurechtbringe und sie in den Hafen des Heils wieder zurückführe, in der Lehre des apostolischen Stuhles unterrichte und unterweise, im katholischen Glauben zu verharren. Wenn Bonifatius sich vom Papste wie an die anderen Stämme auch an die Sachsen Empfehlungsschreiben geben ließ, so müssen bei ihnen wohl die selben Verhältnisse vorgelegen haben wie bei jenen; es müssen auch dort Christen gewesen sein. Wenn Gregor diesen Brief mit einer Reihe aus der Schrift genommener Mahnungen begann, so hätte das keinen Sinn gehabt, wenn dort Bibel und Christentum noch völlig unbekannte Begriffe gewesen wären. Dann hätten diejenigen recht, welche es als einen Beweis großer Torheit und Unkenntnis seitens des Papstes ansehen, wenn er sich bemühte, in einer schwülstigen Anhäufung von Bibelstellen diesen starken, einfachen Naturmenschen die römische Dogmatik zu Gemüte zu führen.“²⁾ Dagegen entschuldigt Hauck³⁾ den Papst und meint: großen Erfolg hat er sich gewiß nicht davon versprochen, „aber ist es tadelnswert, daß ein Papst sich erinnerte, daß auch er ein Prediger des Glaubens sei?“ Ich möchte meinen, der Satz D. Haucks: „Wenn Gregor seinen Brief (an die Sachsen) mit einer Reihe meist aus der Heiligen Schrift genommenen Mahnungen begann,“ wäre am einfachsten und natürlichsten fortzusetzen, so muß das Christentum nicht etwas ganz Unbekanntes dort gewesen und dort, wie bei den andern

1) Vgl. Hauck I, S. 467. Ep. 17. S. 266 „ut et illis praedicando verbum salutis vitam provideat sempiternam et, si quos forte vel ubique a rectae fidei tramite destitisse cognoverit aut astutia diabolica suasos erroneos repererit, corrigat atque sui edocatione ad portum reportet salutis eosque ex apostolicae sedis huius doctrina informet et in eadem catholica fide permanere instituat“.

2) Werner: Bonifatius S. 90.

3) Hauck I, S. 467. — In der Anmerkung fügt Hauck hinzu: Gewiß steht mancher unpassende Satz in diesem Schreiben, gewiß hat der Papst die sächsische Volksreligion nicht gekannt. Aber im allgemeinen wird man den Brief bezeichnen können als eine nicht ohne Wärme ausgesprochene Aufforderung, den Glauben an den einen Gott anzunehmen.

Stämmen eine christliche Vorarbeit vorhanden gewesen sein. Dann wäre der Papst entschuldigt und seine Schreibweise erklärt.

Aber warum setzte Bonifatius denn nicht energischer mit seiner Arbeit bei den Sachsen ein, die er als Angelsachse doch als seine Brüder betrachtete und sehnlichst zu beglücken wünschte? — Weil dort nicht so wie in Hessen, Thüringen und Bayern die schützende Gewalt der weltlichen Obrigkeit ihm zur Seite stand. Wie sehr er Wert darauf legte, ein Abgesandter des römischen Bischofs zu sein, der im fränkischen Reiche und in den von ihm abhängigen Ländern wohl nicht Herr und Gebieter in Glaubenssachen war, aber eine hohe moralische Autorität besaß, so war er nicht minder darauf bedacht, darzutun, daß er im Einverständnis mit der weltlichen Macht handele. Königliche Schutzbriefe waren ihm, namentlich für seine Einwirkung auf die Masse, höchst wertvoll. Mit einem Schutzbriefe Karl Martells ausgerüstet ging er nach Hessen, das ja unter fränkischer Botmäßigkeit stand. So konnte er wagen, dort aufzutreten, wie er auftrat. Mit einer kühnen, raschen Gewalttat meinte er die Heiden schneller davon überzeugen zu können, daß das Vertrauen auf ihre Götter ein Wahn sei. Deshalb legte er die Hand an die heilige Eiche zu Geismar,¹⁾ und den im Schutze des mächtigen Herrschers Stehenden wagte niemand zu hindern. „Und gewiß,“ — sagt Hauck — „zu dem Volke, über das Taten stets mehr Gewalt haben, als Worte, redete die kleine Kapelle, die sich an dem Orte erhob, wo einstmals die mächtige Eiche gestanden, weit eindringlicher, als viele Predigten.“²⁾

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so glauben wir feststellen zu dürfen: Es ist schon längst vor Karl dem Großen unter den Sachsen in mancherlei Weise christlich gewirkt worden und unter ihnen Christentum vorhanden gewesen. Wenn die Spuren davon im sächsischen Gebiete nur spärliche sind, so mag das teils daran liegen, daß durch die Kriege die Spuren verwischt worden sind, teils daran, daß das Sachsenland keine Städte hatte, wie das Frankenland, welches eine Reihe alter römischer Städte mit

¹⁾ Es gibt drei Orte „Geismar“ in Hessen: bei Frankenberg, bei Fritzlar, bei Cassel (Hofgeismar): Bei welchem Geismar die Eiche stand, ist nicht zu entscheiden.

²⁾ A. Hauck, Kirchengesch. Deutschl. I. 3. und 4. Aufl. S. 470.

alten Kirchen, Klöstern und Burgen aufzuweisen hatte und somit Plätze, an denen die Monumente und Dokumente jener Zeit, auch in den sturmvollsten Zeiten, einigermaßen Schutz fanden.

Endlich sei noch auf eins hingewiesen. Aus der Geschichte der Sachsenkriege ist zu erkennen, daß es unter den Sachsen eine fränkische oder dem Christentum geneigte Partei gab. Man kann doch nicht annehmen, daß die öfters vonseiten der Sachsen erklärte Bereitwilligkeit, das Christentum anzunehmen und die vielfach auch erfolgte Taufe nur Schein und Arglist gewesen sei, um den Gegner zu täuschen und sicher zu machen, sondern es ist offenbar, daß dann die christliche Partei (oder fränkische oder Friedenspartei) zur Macht kam, und dann wieder die heidnische oder die Kriegspartei. Klar zeigt sich das im Jahr 782, wo Widukind, das Haupt dieser Partei, geradezu als Christenverfolger auftrat. Der im Gau Wigmodia¹⁾ damals wirkende Willehad rettete sich zum Meere, aber von seinen Schülern und Mitarbeitern wurden nicht wenige getötet. Der christliche sächsische Graf Emmigg wurde enthauptet. Überall wurden die Getauften zum Abfall vom Christentum gezwungen.

„Daß Widukind als Verfolger auftrat, beweist, daß er einen bedeutenden Teil des Volkes gegen sich hatte. Man verfolgt nur diejenigen, welche gefährlich sind. Dem Führer der Sachsen hing nicht mehr die Gesamtheit an. Er stand an der Spitze einer Partei; um sich zu behaupten, mußte er alles daran setzen, die inneren Gegner niederzuhalten; deshalb die Hinrichtungen; sie aber verschärften naturgemäß den Gegensatz. Als nun durch Karls Vordringen die Lage der Aufständischen bedenklich wurde, schien der schwächeren, bisher gewaltsam unterdrückten Partei die Möglichkeit eröffnet, die Obmacht wieder an sich zu reißen. Die ohne vorhergehenden Kampf erfolgte Auslieferung von mehr als viertausend Aufständischen durch die sächsischen Großen ist nur verständlich, wenn man in ihr den Versuch der fränkischen Partei unter den Sachsen sieht, das Stärkeverhältnis dauernd zu verschieben. Man wollte die Partei des Widerstandes mit einem Schlage vernichten. Karl ging auf diesen Gedanken ein: zu Verden an der Aller ließ er die ihm Überlieferten alle an einem Tage niedermachen.“²⁾

¹⁾ So hieß der Bezirk, welcher zwischen der niederen Weser und Elbe lag

²⁾ Hauck, Kirchengesch. Deutschl. II. 21. Aufl. S. 383 f.

Wenn es richtig ist, daß, wie Obrard meint, die Kuldeer auch schon in Sachsen gewirkt haben und das dortige Christentum noch unter Karls des Großen Sohne seinen kuldeischen Ursprung¹⁾ erkennen ließ, so muß es begreiflich erscheinen, daß auch die Christen unter den Sachsen zunächst der zu Pipins und Karlmanns Zeiten im Frankenreiche zur Herrschaft gelangten christlichen Richtung abhold waren. Wie einst der Versuch der alten Römer, den Deutschen römische Geseze aufzunötigen, diese zur Erhebung trieb, so mußten jene durch Karlmann zum Geseze erhobenen Ehegeseze, wie die Synode zu Vestines sie feststellte,²⁾ auf die Sachsen im höchsten Maße abschreckend wirken.

Die That Karls ist vielen zu graufig erschienen, als daß man sie als geschichtliche Wahrheit gelten lassen sollte; aber hier zeigte sich der große König als der Sohn jener harten und grausamen Zeit. Er wollte durch dies schreckliche Blutgericht seine Feinde, die er als Empörer gegen seine Herrschaft im Wiederholungsfalle ansah, für immer zu Boden schlagen. Daß er seinen Zweck verfehlte und zunächst das Gegenteil erreichte, sei hier nur angedeutet. Auch D. Hauck tritt dafür entschieden ein, daß die Schlachtung der Sachsen in Verden historisch sei und bemerkt, daß die Uneinigkeit unter den Aufständischen hier, wie sonst so oft, ihre Sache zum Scheitern gebracht habe.

¹⁾ Obrard meint — wie oben erwähnt — daß der Heliand, welcher unter Ludwig dem Frommen entstand, aus kuldeischen Kreisen hervorgegangen sei. In der zuerst von Matthias Flacius 1562 herausgegebenen, aus einer alten Handschrift geschöpften Praefatio in librum antiquum lingua Saxonum conscriptum erzählt der ungenannte Verfasser: Kaiser Ludwig habe in der Fürsorge, daß alle deutschen Untertanen seines Reiches mit der Heil. Schrift vertraut würden, einem derzeit wohlbekanntem Stalben („qui apud suos non ignobilis Vates habebatur“) aufgetragen, das Alte und Neue Testament in deutsche Verse zu bringen. — Diese Stalben waren Sänger der Großthaten der alten Zeit und haben christliche Gedanken in das Volk hineingetragen, indem sie wie bis dahin die Heldentaten der heidnischen Ahnen, nun den göttlichen Helden besangen, welcher Sünde, Tod und Satan bezwang und eine neue Herrlichkeit über die Völker des Nordens aufgehen ließ. . . Daß sie das Evangelium in der Weise verkündigten, in welcher es ihnen zuerst verkündigt war, ist sehr wahrscheinlich.

²⁾ „Rücksichtlich der Mönche, welche das Zölibats-Geseze nicht beachten wollten, wurde auf jener Synode zu Vestines beschlossen, ihrem ungebrochenen Treiben und beharrlichen Widerstande ein gewaltames Ende zu machen. Der Majordomus befahl, sie von den Kirchen zu entfernen und nicht länger im geistlichen Dienste zu dulden, die Untersuchung gegen sie zu eröffnen und in jedem Falle ohne Schonung die festgesezte Prügel- und Kerkerstrafe gegen sie in Anwendung zu bringen.“ — „Wie gegen die widerstrebenden Mönche, so

II.

Wenn bisher von Sachsen gesprochen worden ist, so ist damit das Gebiet des Sachsenbundes gemeint, der aus verschiedenen zwischen Rhein und Elbe und darüber hinaus wohnenden Stämmen bestand und vor allem zu dem Frankenbunde, welcher die Stämme im Süden und im Westen umfaßte, im Gegensatze stand. Dieser Gegensatz wurde im Laufe der Kämpfe zwischen Franken und Sachsen zu einer Todfeindschaft und nahm zuletzt etwas von dem Charakter eines Religionskrieges an. Wenn man aber annehmen wollte, daß infolge dieser Kämpfe in Sachsen alles Christliche ausgelöscht worden sei, so müßte man den Sauerteigscharakter des Evangeliums, den es sonst überall in der Geschichte gezeigt hat, leugnen. Wie aber schon oben gesagt worden ist: je näher am Rhein, desto mehr Christen und Christliches wird zu finden gewesen sein; und je weiter vom Rhein nach Osten, desto weniger. Der zunächst an den Rhein grenzende Landstrich, das Gebiet der Lippe, Ruhr und Wupper stand wohl zumeist unter fränkischer Herrschaft und ist nur zeitweise in der Gewalt der Sachsen gewesen. Die Entscheidungskämpfe zwischen Franken und Sachsen sind auch weniger in

wurde von nun an auch gegen die Laien, welche in unerlaubten Ehen lebten, scharf und unnachsichtig vorzugehen beschlossen. — Nichts charakterisiert die Einführung des Romanismus im Frankenreiche besser, als die Gewaltthätigkeit, mit welcher diese dem deutschen Volksleben ganz fremdartigen Grundsätze aufgenötigt worden sind, nichts besser die Sprache, welche der Legat gegen die Familienheiraten führt. *Adulteria et incesta matrimonia* werden jene Verbindungen innerhalb der Verwandtschaft genannt, also alle Ehen innerhalb der sieben Verwandtschaftsgrade. Gesetzmäßig soll nur die nach dem siebenten Verwandtschaftsgrade geschlossene Ehe sein, und der Bischof soll darüber wachen, daß keine anderen Ehen geschlossen, die ungesetzlichen Ehen aber gestraft werden, wahrscheinlich durch Scheidung und grausames Zerreißen der Familienbände, indem die Frau in das Kloster gesperrt und die Wiederverheirathung untersagt wird.“

Ja sogar die geistliche Verwandtschaft sollte ein Ehehindernis bilden: „Wenn jemand seinen Sohn oder Tochter, oder Stiefsohn und Stieftochter aus der Taufe gehoben oder bei der Firmung gehalten hat, so soll er von seiner Frau geschieden werden und beiden Theilen ist die Wiederverheirathung untersagt. Die Ehe zwischen Paten und Gevattern, ja sogar zwischen solchen, die gemeinsam bei demselben Kinde Paten gewesen sind, ist durchaus verboten, und wenn sie bereits eingegangen ist, liegt eine unzweifelhafte Nötigung vor, sie wieder zu trennen.“ (Vgl. Werner: Bonifatius, der Apostel der Deutschen. Leipzig 1875. S. 247 ff. S. 251.)

diesem Gebiet, sondern mehr in dem östlich und nördlich gelegenen Lande geführt worden. Das weist darauf hin, daß das Gebiet jener Nebenflüsse des Rheins eben in fränkischen Händen war, deshalb auch unter den Raubzügen der Sachsen in erster Linie zu leiden hatte. Dies Land war das Land der Borukterer.

Vielfach tritt einem die Meinung entgegen, als ob das Land, in welchem die Hohensyburg liegt, so recht das Kernland der alten Sachsen gewesen sei. Es scheint mir aber höchst wahrscheinlich, daß diese Burg nur zeitweise in den Händen der Sachsen sich befunden hat. Ich schließe das schon daraus, daß beim ersten Sachsenkriege Karls des Großen im Jahre 772 wohl die Eroberung der Gresburg (Marsberg an der Diemel) berichtet wird, aber nichts von der Sigiburg. Diese lag, auch wenn dieser Zug Karls von Mainz aus unternommen wurde und durch Hessen ging, doch auf der nächsten Verbindungslinie mit seinen Erblanden; und wenn sie damals eine starke Sachsenfeste gewesen wäre, hätte er sie schwerlich unzerstört in seinem Rücken liegen lassen. Vom Jahre 758 bis zum Tode seines Vaters Pipin im Jahre 768 hatten die Sachsen Frieden gehalten, einen Tribut bezahlt, und viele hatten sich taufen lassen.¹⁾ Dann hatten sie wieder angefangen, das fränkische Gebiet, mutmaßlich auch den Bezirk, von dem wir handeln, das Gebiet der Lippe, Ruhr und Wupper zu beunruhigen. Vom folgenden Jahre 773 steht fest, daß sie die Abwesenheit Karls in Italien benutzten und einen Raubzug nach Hessen machten, auch nach den Niederlanden, wo sie unter anderem die Kirche zu Deventer zerstörten.²⁾ In dieser Zeit haben sie denn auch wohl die Feste Hohensyburg an der Mündung der Lenne in die Ruhr besetzt oder vielleicht neu angelegt. Die ganze Lage dieses Platzes hat eine auffallende Ähnlichkeit mit der der alten Gresburg; das wird jedem ersichtlich sein, welcher die beiden Berge miteinander vergleicht. Im Jahre 775 griff Karl nun auch zuerst die Sigiburg an und eroberte sie und zog dann weiter zur Gresburg. Sie war früher von Karl zu einer fränkischen Zwingburg umgestaltet. Deshalb war sie von den Sachsen zerstört worden; und wurde nun von Karl wieder auf-

1) Erhard: Regesta historiae Westf. S. 63.

2) Ebendasselbst unter Bezugnahme auf Altkfr. vita Luidg. 1. c.

gerichtet. Im folgenden Jahre 776 erhoben sich die Sachsen aufs neue, eroberten die Gresburg, belagerten die Sigiburg, aber vergeblich; sie wurden von der Besatzung zurückgeschlagen und bis zur Lippe verfolgt und durch den mittlerweile auch nachfolgenden Kaiser nochmals zum Frieden gezwungen.¹⁾

Im Jahre 778, während Karl gegen die Sarazenen kämpfte, erhoben sich die Sachsen unter Widukinds Führung und drangen sogar bis zum Rhein und verwüsteten das ganze rechtsrheinische Gebiet. Da sie über den Rhein nicht hinüberkommen konnten, zogen sie den Rhein hinauf bis Koblenz. Sie verübten — wie die Vorschier Annalen und Eginhard berichten²⁾ — viele Untaten; unter diesen wird speziell hervorgehoben, daß sie die Kirchen in den Klöstern niedergebrannt hätten (*ecclesias dei incendentes in sanctimonialibus*). Es gab also in dem Bezirke wohl noch andere Kirchen, welche sie nicht einäscherten; aber die Klöster waren ihnen wohl als eine Art geistlicher Zwingburgen verhaßt. — Im folgenden Jahre schlug Karl die Sachsen bei Bocholt und unterwarf das ganze westfälische Land bis zur Weser. Das war noch nicht das Ende der Sachsenkriege, aber bis in das Gebiet der Lippe, Ruhr und Wupper, in das alte Boruktererland, sind die Sachsen nicht wieder gedrungen. Es blieb in fränkischer Hand.

Die Borukterer wohnten ursprünglich „von dem seine Bewohner oft wechselnden Rheinuferlande östlich landeinwärts, wo sie durch längere Zeit ihre Sitze behaupteten. Ihre Einteilung in kleine (*ἐλάττορες, μικροί*) und große (*μείζους*) ist schon dem Strabo und Ptolemäus bekannt, aber von Tacitus nicht erwähnt.“³⁾ Nach Ptolemäus wohnten die letzteren, welche die

¹⁾ Erhard: Regesta hist. Westf. p. 67.

²⁾ Die *Annales Laurissenses* (Mon. Germ. hist. script. I, S. 158) berichten: . . . *Rebelles (Saxones) ad Renum usque Diviesam (Deutz) pervenerunt, tunc praedantes secus Renum et multas malicias facientes ecclesias dei incendentes in sanctimonialibus et quod fastidium generat enumerandi.* — Ähnlich die *Annales Einhardi* (a. a. D. S. 159): *Interea Saxones . . . sumtis armis ad Renum usque profecti sunt, sed cum annem traicere non possent, quidquid a Diutia civitate usque ad fluentem Mosellae vicorum villarumque fuit, ferro et igni depopulati sunt. Pari modo sacra profanaque pessumdata. Nullum aetatis aut sexus discrimen ira hostis fecerat, ut liquido appareret, eos non praedandi, sed ultionem exercendi gratia Francorum terminos introisse.*

³⁾ R. Zeuß: Die Deutschen und ihre Nachbarstämme S. 92.

Hauptmasse bildeten, östlich der Ems, die ersteren westlich bis zum Rheine. Zum Stamme der Borukterer gehörte Beleda, die weisjagende und bei den Germanen in höchsten Ehren stehende Jungfrau. Ihr wurde der von diesen erbeutete römische Dreiruderer auf der Lippe als Geschenk zugeführt.¹⁾ Im Norden wohnten auf der Westseite der Ems die Friesen, auf der Ostseite die Chauken; doch müssen die Borukterer ziemlich weit am Flusse abwärts gewohnt haben, da sie auf der Ems durch die römische Flotte bekämpft wurden.²⁾ Erst im dritten Jahrhundert sind sie nach Zeuß von den Franken aus diesen Strichen vertrieben und südwärts über die Lippe gedrängt. Sigambrex und Chamaven, später auch Chatten bildeten den Grundstamm der Frankenvereinigung.³⁾ Aber nicht minder wurden die Borukterer durch die von Osten und Norden vordringenden Völkerschaften bedrängt, welche bereits im fünften Jahrhundert unter dem gemeinsamen Namen der Sachsen bekannt waren. Sie mußten sich nach Süden hin ausdehnen. Sie überschritten die Ruhr und breiteten sich auf der rechten Rheinseite Cöln gegenüber rheinaufwärts aus. Einen Beweis hierfür entnimmt Bouterweck aus Gregor von Tours (Ende des sechsten Jahrhunderts) Geschichte des fränkischen Volkes. Er sagt:⁴⁾ „Wie unzuverlässig auch die Nachrichten dieses Geschichtschreibers sein mögen, so erhalten sie doch dadurch einen eigentümlichen Wert, daß er zwei Schriftsteller und Annalisten der späteren Kaiserzeit, den Sulpicius Alexander, der vor der Mitte des fünften Jahrhunderts schrieb,

¹⁾ Tacitus hist. 5, 22; 4, 61.

²⁾ Strabo 7. S. 290.

³⁾ Zeuss S. 92 f. und S. 335 und 350.

Die Sigambrex oder Sugambrex wohnten ursprünglich wohl im südlichen Westfalen. Ihren Namen will man noch in dem vielgedeuteten „Sauerlande“ finden, welches plattdeutsch „Suerland“ heißt und herkommen soll von Sugambrex- oder Sugerland. — Die Sigambrex drängten nach Westen dem Rheine zu und drängten die Borukterer zur Seite, welche dann in die verlassenen Sitze der Sigambrex rückten. Diese bildeten den Hauptstamm der an den Rheinmündungen wohnenden Franken. Daß Chlodewech bei seiner Taufe als „stolzer Sigambrex“ bezeichnet wurde, ist bekannt. So werden diese Franken den Sachsen verwandt und vor allem sprachverwandt gewesen sein, und Karl der Große wird sich mit den Sachsen ebenso gut haben verständigen können, wie heute ein Plattdeutscher mit einem Holländer.

⁴⁾ Dr. R. W. Bouterweck: Swidbert, der Apostel des Bergischen Landes. S. 20 ff.

und den Renatus Profuturus Friderigus, dessen Jahrbücher wahrscheinlich mit dem Tode Theodosius des Großen begannen, dem Untergange entzogen hat, indem er aus ihnen ausführliche Mittheilungen in sein Werk wörtlich hinübernimmt. So erzählt denn Gregorius von Tours aus Alexander: Der Franke Arbogast, dessen sich Theodosius (391) zur Eroberung Galliens gegen Maximus bediente, habe mit den Häuptlingen der Chamaven und Borukterer am rechten Rheinufer in Blutfehde gelebt, sei im strengsten Winter nach Colonia gekommen, mit einem Heere über den Rhein gegangen und habe das dem Ufer zunächst liegende Land der Borukterer und auch den, von den Chamaven bewohnten Gau verwüstet u. s. f. Wie weit sich endlich die Borukterer am Rhein hinauf im 7. und 8. Jahrhundert erstreckten, können wir aus einem Schreiben des Papstes Gregor III. schließen, das er im Jahre 734 dem nach Deutschland zurückkehrenden Bischof Bonifatius mitgab. Es ist an alle Häuptlinge (optimates) und das Volk der germanischen Provinzen, an die Thüringer und Hessen, die Borthari und Nistresi, die Wedrini und Vognai, die Suduadi und Graveldi gerichtet. Aus diesen auf römischem Boden sehr entstellten Volksnamen lassen sich zunächst die Borthari als die Borukterer leicht wiedererkennen; ihre Nachbarn sind die Nistresi, die an den beiden in die Siegmündenden Flüssen, die dem Nisterwalde den Namen gaben, ihre Sitze haben, und diesen folgen die Bewohner der Wetterau, sodann die Vognai, die Anwohner der Lahn, die im Mittelalter Vogana und im Munde des Volkes noch heute die Lohn genannt wird. Sonach waren die Borukterer zu der Zeit, als Swidbert unter ihnen wirkte, auch in den Ländergebieten zwischen Ruhr und Sieg einerseits und dem Rhein andererseits angefaßen, also in dem eigentlichen, ursprünglich aus fünf Gauen bestehenden ducatus Montium, dem Herzogtum Berg. Der Name Boractragau, Barchtergo, auch Bartergo, pagus Boretru, den wir urkundlich bis tief ins zehnte Jahrhundert nachweisen können, hat die Erinnerung der Borukterer, oder wie sie später hießen, Birktrer oder Berktrer lange erhalten. Sehr wahrscheinlich ist es auch, daß dieser Name noch in dem unrichtig verstandenen und aus dem Lateinischen wieder zurückübersetzten Worte Berg ruht, so daß unser Land nicht das Land der Berge, sondern das Land der Berchter wäre.“

„In dem alten Borukterergau zwischen Ruhr und Lippe lagen Suofat (Soest), Trotmuni (Dortmund), Werda (Werden an der Ruhr), von denen die beiden erstgenannten Orte seit der Urzeit nationale Mittelpunkte bildeten.“

Daß zu Soest, Schwelm, Hagen, Menden, Beleke, Körne schon der Bischof Kunibert in Beziehung gestanden, ist eine altbezeugte, nicht unglauwürdige Nachricht. Es kommen da namentlich zwei alte Urkunden in Betracht. Die eine erhebt den Anspruch, von Kunibert selber herzurühren. Sie hat zum Inhalte seine Stiftung für zwölf arme Laienbrüder in dem Hospitale bei der Kapelle des heiligen Lupus zu Cöln.¹⁾ Der heilige Lupus ist einer von den vielen Heiligen, von denen man nur den Namen kennt. Die Lupusbrüder hießen auch *fratres lugentes*, weil sie zu bestimmten Verrichtungen bei der Trauerfeier für einen Erzbischof verpflichtet waren. Sie wurden deshalb auch als „Luzbrüder“ bezeichnet und aus diesem Worte ist vielleicht der fragliche heilige Lupus herausentwickelt worden. Die an das Stift zu liefernden Gefälle bestehen z. B. für Schwelm in 12 Scheffel Weizen (*siliginis*), 24 Scheffel Hafer, 2 Scheffel Erbsen (*pisae*), 2 Scheffel Salz, 2 gute Schweine, 5 *Solidi* für Bekleidung und 12 Karren Holz (*carradas lignorum*). Ähnliche Lieferung hat Menden und Soest zu machen. Der *Billicus* zu Hagen hat, wie mehrere andere *Billici*, eine Bekleidung zu liefern, bestehend aus Hemd, Hose, zwei Stiefeln, zwei geschmierten Anöchelschuhen (*duo subtalares et arvina in subtalaribus*), Weinbänder, Unterjacke, Gürtel, Tasche, Messer mit Scheide, eine Schürze (*chozzo unus*), Hut und zwei Handschuhe (*cyrothecae*, d. i. wohl *chirothekae*). Der Gesamtwert dieser Bekleidungsstücke wird auf fünf *Solidi* angesetzt.

Das Blatt soll nach Lacomblet aus dem zehnten Jahrhundert, nach Tobien aus dem zehnten oder elften, nach anderen aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts stammen, jedenfalls

¹⁾ Sie ist abgedruckt bei Lacomblet: Archiv für die Geschichte des Niederrheins Bd. II, Nr. III, S. 57 und beginnt mit den Worten: *Beatae memoriae Kunibertus animae suae remedium in futurum providere cupiens, illius dicti non immemor: facite vobis amicos de mammona iniquitatis, XII elemosinarios in hospitali juxta sanctum lupum instituit, quibus hac ex parte archiepiscopi sunt donanda.* Es folgen dann die Lieferungen, welche dazu die verschiedenen Orte und Kirchen zu leisten hatten.

stammt es nicht von Kunibert. Wir haben es hier mit einer jenen Zeiten geläufigen Rückdatierung zu tun, welche hervorgeht aus dem Bestreben, eine Einrichtung oder ein Recht mit einem ehrwürdigen Alter zu umkleiden und dadurch zu begründen. Das schließt nicht aus, daß der Urkunde ein wahrer Kern zugrunde liegt und jene Lieferungen auf Kuniberts Zeit oder Kirchengründungen an den genannten Orten durch ihn zurückzuführen sind. Die zweite Urkunde scheint das zu bestätigen. Durch diese schenkt Erzbischof Anno II. im Jahre 1074 dem Hado, Abt des genannten Kunibertsstiftes zu Cöln, zum Ersatz der dem Stifte durch Erzbischof Everger entzogenen Besitzungen Gefälle von den Höfen und Altären zu Soest.¹⁾ Er überweist ihm diese, weil schon der heilige Kunibert Soest dem heiligen Petrus erworben habe und weil der fromme Erzbischof Hermannus hernach die Gebeine Kuniberts nach Soest gebracht und es (nämlich Soest oder jene Einkünfte) auf dem Wege des Kampfes gegen ungerechte und unbillige Inhaber verteidigt und behauptet habe.²⁾ Anno setzt hinzu, daß er unternommen habe, auch die Gebeine der heiligen Gwalde dorthin zu überführen.³⁾ Die Echtheit dieser zweiten Urkunde ist meines Wissens von niemand bestritten worden. Es wurde also Ende des elften Jahrhunderts die Missionstätigkeit Kuniberts im rechtsrheinischen Gebiete als feststehend angenommen. Wenn erst nach Karl dem Großen die Christianisierung jener Länder begonnen hätte, so müßte das einem Erzbischof Anno doch bekannt gewesen sein. Und wenn einer seiner Amtsvorgänger jene Besitzungen duello (d. h. wohl in einem juristischen Streitverfahren) wieder erstritten hatte, so kann es ja an klaren Gründen für die Kunibertsche Missionstätigkeit zu Soest nicht gefehlt haben. Daß Karl der Große das borktrische Land der Diözese Cöln zuteilte und es nicht wie die anderen westfälischen Bezirke zu einem besonderen

¹⁾ Die Urkunde ist abgedruckt in Lacomblès: *Urkundenbuch zur Geschichte des Niederrheins* I, S. 142, Nr. 218.

²⁾ „ab injustis et inoportunis heredibus eam duello defendit atque obtinuit.“

³⁾ Die Urkunde schließt mit einem merkwürdigen Bannfluche über die, welche diesen Bestimmungen nicht nachkommen. Der Bann Kuniberts, des Klemens, der Gwalde wie sein Fluch werde sie treffen: „Deus conteret dentes eorum in ore ipsorum et molas eorum confringet dominus, ad nichelum devenient tanquam aqua decurrens et famem patientur ut canes. . .“

Bistum machte, dürfte doch auch ein Beweis sein dafür, daß Karl die alten Rechte des Kölner Erzbischofes auf dies Gebiet kannte und anerkannte. Dem stimmt auch Rettberg zu;¹⁾ Haut hält es für möglich, daß Kunibert rechts des Rheines missioniert habe, aber von dauernden Folgen und daraus erwachsenen Rechten könne doch keine Rede sein. Das beweise das Schicksal Suibberts.²⁾ Diese Bemerkung führt uns dazu, nun auf jene Missionstätigkeit Suibberts unter den Vorukterern näher einzugehen.

Suibbert oder Suibbert war mit Willibrord (seit 690) unter den Friesen tätig. Über die Frage, ob Willibrord und seine zwölf Genossen Kuldeer waren, oder römisch gesinnte Angelsachsen, gehen die Meinungen der Gelehrten auseinander. Es war die Zeit, in welcher die Unterdrückung und Aufsaugung der Kuldeer in England sich vollzog. Manche Kuldeer räumten das Feld, zogen sich zurück, andere machten Frieden mit ihren Gegnern, indem sie sich den wichtigsten Forderungen, zu denen namentlich die Annahme der römischen Osterfeier gehörte, fügten. In den Zeiten solcher und ähnlicher Geisteskämpfe gibt es stets Leute, welche eine Mittelstellung innezuhalten und eine Versöhnung der streitenden Richtungen herbeizuführen suchen. Solche hat es ohne Zweifel auch damals gegeben. Wo sie in einer Gemeinschaft vertreten sind, ist ein Schwanken und ein zeitweises Überwiegen der einen oder anderen Anschauung ja erklärlich und natürlich. So wird es auch unter jenen friesischen Missionaren gewesen sein. Willibrord war Egberts Schüler und dieser wieder Schüler der keltischen Mönche in Irland gewesen. Daß auf Willibrord auch römische Einflüsse gewirkt haben, ist offenbar. Solch ein Einfluß war es auch, der ihn trieb, sich nach Rom zu begeben und sich vom Papste die Weihe und Erlaubnis zu seinem Werke erteilen zu lassen. Wenn man ins Auge faßt, daß er mit dem Majordomus Pipin von Heristal in enger Beziehung stand, so liegt es nahe, daß er diesen wichtigen Schritt nicht ohne dessen Einwilligung unternahm, ja es ist zu vermuten, daß dieser ihn zu dem Schritte veranlaßt hat und daß diesen ähnliche Erwägungen leiteten, wie diejenigen waren, welche später seinen Enkel Pipin antrieben, die Bundesgenossen-

¹⁾ Rettberg, RG. II, S. 419.

²⁾ Haut, RG. II, 2. Aufl. S. 376, 2.

schaft des Papstes zu suchen. Daß aber nicht alle Brüder Willibrords mit diesem Schritte einverstanden waren, ist doch wohl aus der Tatsache zu schließen, daß sie während seiner Abwesenheit¹⁾ einen aus ihrer Zahl, den Suidberct, zum Bischof wählten und ihn in England weihen ließen. Aus demselben Gegensatz ist es ebenso zu erklären, wenn der Bischof Suidberct später Friesland verließ und sich zu den Vorurterern jenseits des Rheins begab. Aber wie dem auch sein möge, ob Willibrord und Suidberct Kuldeer waren oder nicht, jedenfalls war ihre Missionsmethode eine andere, als die des Bonifatius. Ihre Methode war nicht — um mit Ebrard zu reden — „durch fleischliche Lockungen oder fleischliche Drohungen die Massen zum Übertritt zu bewegen, sondern einzelne Missionsstationen („Älster“) anzulegen, von hier aus einzelne Seelen zu gewinnen, namentlich Kinder und Schüler aufzunehmen und so auf langsamerem, aber sicherem und gottgefälligen Wege allmählich das Heidentum zu überwinden, ganz so wie Columba und seine Schüler dasselbe in den Vogesen überwunden hatten. Das ging dann freilich nicht so eilig, wie die Glanz- und Prunktaten eines Augustin in Angelsachsen, eines Winfrid in Hessen; es gehörte beiläufig ein Jahrhundert dazu, bis ein Land nach und nach immer dichter mit Coenobien besetzt und so dem Heidentum abgerungen war. Man begreift also ganz gut, daß Willibrord einen reich gesegneten Anfang gemacht, einen guten Grund gelegt haben kann und daß gleichwohl einige Jahrzehnte später die Einwohnerschaft ihrem größeren Teile nach noch heidnisch gewesen sein kann; doppelt erklärlich, da im Jahre 714 mit der Feindschaft gegen die Franken die Feindschaft gegen die Religion der Franken und die Begeisterung für die vaterländischen Götter notwendig neu aufflammen mußte.²⁾ Was hier Ebrard von der friesischen Mission Willibrords sagt, dürfte wohl in gleicher Weise von Suidbercts Arbeit unter den Vorurterern wie von mancher Vorarbeit der Mission unter den sächsischen Stämmen gelten.

¹⁾ So nehmen die einen an (Moll, Ebrard); die anderen vermuten ein Zerwürfniß zwischen Willibrord und seinen Genossen (Retberg); wieder andere meinen, daß Willibrord damals noch zu jung zum Bischof und Suidbert viel älter als er gewesen sei (Hauck), aber da wäre der baldige Rücktritt Suidbercts, der noch Kraft genug in sich fühlte zu einer neuen schwierigen Missionsunternehmung, unerklärlich.

²⁾ Ebrard, Die irischottische Missionskirche, S. 334.

Hier möge angeführt werden, was Dr. Bouterweck in seiner Schrift über Suidberct über dessen Bischofsweihe bemerkt: „Erinnern wir uns daran, daß Willibrord eben nach Rom gegangen war, um den Segen des Papstes und zugleich seine Ernennung zu dem neuen Missionswerke durch ihn zu empfangen; so drängt sich allerdings die Frage auf, wozu nun auch Suidberct noch die Bischofsweihe erhalten, und über welches Volk er denn die Bischofsgewalt ausüben sollte. Diese Frage möchte dahin zu beantworten sein, daß der oben erwähnte kirchliche Zwiespalt zwischen den Schotten und den römisch gesinnten angelsächsischen Priestern in jener Zeit noch fortbestand, wenigstens in der Weise, daß der alten Kirche ihr Recht, ohne Roms Mitwirkung und Einwilligung sich Bischöfe wählen zu dürfen, zugleich unabhängig von fremder politischer Macht (in diesem Falle von der fränkischen) nicht geschmälert werden sollte. Wir begreifen alsdann, warum in demselben Augenblicke, wo Pipin Willibrord nach Rom schickt, Suidberct von seinen angelsächsischen Landesleuten zum Bischof erwählt und nach der Heimat gesandt wird, um sich die Weihe zu holen. Wollen wir ferner nicht annehmen, daß Wilfried, ungeachtet seiner bekannten römischen Gesinnungen, von den angelsächsischen Missionaren um die Weihe ihres Vorstehers ersucht wurde, weil er, der in Friesland zuerst das Evangelium gepredigt hatte, ohne Zweifel an dem Fortschritte des Christentums in jenem Lande den lebhaftesten Anteil nahm; so werden wir mit Beda uns der Ansicht anschließen müssen, daß Wilfried die Konsekration vollzog, weil Theodor, der Erzbischof von Canterbury, im Jahre 690 gestorben war und sein im Jahre 692 erwählter Nachfolger Beritwald, bisher Abt in Ra-cuulfe (Reculver in Kent) als Suidberct in England anlangte, sich in Gallien aufhielt, um von Godwin, dem Metropolitanbischofe von Gallien, sich für den Erztstuhl von Kent weihen zu lassen, was er am 31. August 693 erlangte. Suidberct selbst konnte bloß zu einem sogenannten Chorepiscopus, d. i. Landbischof konsekriert werden, eine Würde, die ihn nur befähigte, in beschränkterem Maße und nicht selbständig die bischöfliche Gewalt auszuüben.“

„Bald nach seiner Rückkehr aus England trat er in seinen Wirkungskreis unter den Vorukterern ein. Hier wirkte er im Segen und führte durch seine Predigt viele Heiden auf den Weg

zur Wahrheit. Diese geschichtliche Wahrheit ist für uns von großer Wichtigkeit.“¹⁾ Sie ist von Beda, der einzigen lauterer Quelle über Suidberct festgestellt. Wohl gibt es noch eine im Jahre 1508 erschienene ausführliche Lebensbeschreibung Suidberct's, die auf bis dahin unbekanntem Quellen zu fußen vorgibt, aber sie enthält nach dem Ausdrucke eines katholischen Kritikers *tot versus, tot figmenta*, so viel Lügen wie Zeilen.

Von Suidberct's Schicksal berichtet Beda nur kurz, daß die Sachsen, nachdem er nicht allzulange unter den Vorukterern gearbeitet hatte, über diese hergefallen seien und diejenigen, welche das Wort aufgenommen, sich nach allen Seiten zerstreut hätten; Suidberct sei mit einigen zu Pipin gekommen, und dieser habe, auf Bitten seiner Gemahlin Blithryda (Plektrudis), ihm einen Aufenthaltort auf einer Rheininsel, die in der Sprache der Einwohner *in litore*, d. i. Werd heiße, angewiesen. Wir dürfen nicht außer acht lassen, daß der lateinische Text Beda's sagt: *dedit ei locum mansionis*, ein Ausdruck, in welchem nach der Sprache der mittelalterlichen Schriftsteller mehr liegt, als in unserer Übersetzung: Aufenthaltort.

mansio ist das später französische *maison*, das wie das lateinische *domus* nicht nur Wohnort, sondern auch den zum Unterhalte einer Familie erforderlichen Landbesitz in sich begreift. Es würde also hier bedeuten: ein Grundstück, auf welchem er ein Kloster gründen konnte und gründete.

Bouterweck nimmt an, daß Suidberct vielleicht 7 Jahre unter den Vorukterern gewirkt, und es möge etwa im Jahre 700 gewesen sein, als er durch den Sachseeneinfall vertrieben, bei Pipin und Plektrudis in Köln anlangte. Hier, in der alten Residenz der ripuarischen Könige, bewohnte Pipin das aus der Römerzeit stammende, zu einem *palatium* umgewandelte Kapitöl. Er hatte mit der ganzen Macht, die ihm seine unabhängige Fürstenstellung gab (Beda nennt sie eine *imperialis autoritas*), die Arbeiten der angelsächsischen Missionare unterstützt, denen nach der Schlacht bei Duerstadt, also seit 689, ganz Friesland offen stand.“

Bouterweck macht darauf aufmerksam, daß jede Missionsarbeit in den dem Frankenlande angrenzenden heidnischen Län-

¹⁾ Bouterweck, Suidberct, S. 19 u. 20.

dern, von den fränkischen Nachbarn als eine in ihrem politischen Interesse geleistete Arbeit angesehen werden mußte, und somit Pipin sich dem Suidberct gewissermaßen verpflichtet fühlen mußte. Er kam nicht mit leerer Hand auch zu dem Bischof von Cöln.

„Suidberct war factisch Bischof der Borukterer gewesen; wenn er die damit verbundenen Rechte auf den fränkischen Bischofsstuhl übertrug, so gewann dadurch nicht bloß die fränkische Kirche einen großen Zuwachs an Macht, sondern auch der fränkische Staat. Aus einer solchen Übertragung erklärt es sich, daß sich der Sprengel des Bischofs von Cöln so tief nach Westfalen hinein erstrecken und namentlich auch den Gau Baroktra, zwischen Ruhr und Lippe, umfassen konnte.“¹⁾

„Sicher wohl ist, daß Suidberct von seiner Insel aus — denn diese wurde urkundlich insula Suitperti, noch im 11. Jahrhundert insula Suitperti Werde genannt — unmittelbar und mittelbar tätig gewesen ist; manche Kirchen am Niederrhein, wie die zu Hünge und zu Gisfeld, die ihn als Patron verehren, mögen von ihm erbaut und geweiht sein.“²⁾ Daß Suidberct am 1. März 713 gestorben ist, darf als feststehend angenommen werden. Die insula Suitperti Werde bekam später von der dort zum Schutze des Rheinzolls erbauten Burg den Namen Caesaris Werda oder Kaiserswerth.

Fassen wir zusammen, was wir über die Anfänge des Christentums im Gebiete der alten Borukterer ermittelt haben, so gilt von diesem Gebiete das, was oben vom gesamten Sachsenlande gesagt werden konnte, daß dort schon längst vor Karl dem Großen in mancherlei Weise christlich gewirkt worden und Christentum vorhanden gewesen sei, in noch höherem Maße; denn hier können Orte, in denen christliche Kirchen bestanden, mit ziemlicher Sicherheit nachgewiesen werden. Aber — möchte wohl jemand fragen — sind denn auf diesem Gebiete keine Funde gemacht und keine Inschriften gefunden worden, welche von den Christen oder christlichen Anschauungen jener Zeit irgend eine Kunde geben? — Es ist schon oben darauf hingewiesen,

¹⁾ D. Bouterweck, Suidbert, der Apostel des Bergischen Landes, S. 24 u. 25. Oberfeld 1859.

²⁾ Ebendasselbst S. 25.

woraus das zu erklären sein dürfte. Doch will ich nicht unterlassen, auf eine solche Nachricht hinzuweisen, welche allein für sich wohl nicht als wissenschaftlich beweiskräftig angesehen werden mag, aber in Verbindung gebracht mit den anderen geschichtlich feststehenden Tatsachen, einen gewissen Halt und Bedeutung bekommen dürfte. Sie findet sich in von Steinens Geschichte¹⁾ und lautet also: Von besagter Spikers-Kapelle (zu Westhofen am Fuße der Hohensyburg) schreibt Kornelius Meve also: „Das Sacellum daselbst ist sehr alt, wie aus einem alten Monument, welches Hans Spicker, Nobilis, aus der Hand Herrn Diederich Quermann Swertenfis, moderni pastoris empfangen, zu ersehen und ist folgenden Inhalts:

Anno Sexcentesimo a nato Christo aedificatum est hoc Sacellum in honorem Dei et S. Aegidii.

Und ist selbiges Monument gefunden in einem Alter, welches wegen der Kirche Enge und des Volkes Menge abgeschafft worden. Es ist diese Kapelle hernacher mit dem Chor, wie auch mit dem Turm erweitert worden.“

Von seinem Gewährsmann Kornelius Meve sagt von Steinen in einer anderen Schrift, in welcher er die Quellen der westfälischen Geschichte aufzählt und sie abschätzt nach ihrem Werte:²⁾ „Dieser treffliche, gelehrte Mann, ein treuer Gehülfe D. Mülherrs, ist von Hattingen gebürtig gewesen und hat die Schule zu Essen als Rektor bedient.“ Meve war also ein wissenschaftlich gebildeter Mann. Er hat jenes „alte Monument“ — wie ich aus seinem Berichte schließen zu dürfen glaube — selber eingesehen. Man darf von ihm annehmen, daß er es richtig gelesen hat, denn er war ein geschichtlicher Forscher und kein kritikloser Stribent. Er war Mitarbeiter und mutmaßlich auch Altersgenosse Detmar Mülherrs, welcher geboren war am 10. August 1557 und den Steinen nennt „sollertissimus antiquitatis indagator“. Auch erwähnt J. D. von Steinen eines gedruckten Bogens, in welchem Mülherr und Mevius die beabsichtigte Herausgabe einer Geschichte der Grafschaft Mark kundgeben, dessen Überschrift lautet: „Methodus operis universi; quod Detmarus Mülherus et Cornelius

¹⁾ J. D. von Steinen, Westfälische Geschichte 1775. S. 1606.

²⁾ J. D. von Steinen, Die Quellen der westfälischen Historie. Dortmund 1741. S. 112.

Mevius, adminiculo Johannis Ursini,¹⁾ proximis nundinis Frankfurtensibus (volente Deo) in publicum producent“ und sagt zum Schluß: „Ist es nun nicht zu beklagen, daß solche vortreffliche Arbeit nicht zustande gekommen?“ — Steinen erwähnt auch einer Schrift des Kornelius Mevius: „Encomium Ruræ, worinnen dieser Fluß nebst den heiliegenden Örtern kürzlich beschrieben wird.“ Diese Schrift macht es wahrscheinlich, daß die Orte an der Ruhr, also auch Westhofen, ihm genauer bekannt gewesen sind. Nach dem allen dürfen wir wohl mit gutem Grunde annehmen, daß Meve kein kritikloser Mann gewesen ist, der allerlei unbegründete oder wenig begründete Nachrichten leicht hin aufnahm, sondern ein Geschichtsforscher, der es verdient, daß wir seinen Mitteilungen ernste Beachtung schenken.

Das Jahr 600, welches obige Inschrift angibt, ist auch bezeichnend. Es regierte damals im Frankenreiche Clothachar II. Unter ihm wie unter seinem Sohne Dagobert I. stand das Reich der Merowinger auf dem Gipfelpunkte der Macht und erfreute sich inneren Friedens. Es war — wie schon oben bemerkt — die Zeit, in welcher ein Vorstoß des Christentums nach Norden und auch nach Osten stattfand. Das Land der Vorukterer stand damals sicher, wenn nicht unter fränkischer Herrschaft, so doch unter fränkischem Einflusse.

von Steinen meint allerdings von dieser Nachricht: Die Sache widerlege sich selber, wenn man nur erwäge, daß um solche Zeit Agidius noch nicht gelebt habe, folglich ihm zu Ehren keine Kapelle können eingeweiht werden. Er denkt dabei an den heiligen Agidius, von den Franzosen genannt St. Gilles, welcher um 700 gelebt hat. Aber es handelt sich hier offenbar um einen älteren sagenhaften Heiligen, einen von denen, von welchen Hauck sagt: „Neben den wirklichen Opfern der Christenverfolgungen schuf alsbald die Legende Scharen von vermeintlichen; gerade sie wurden die Lieblinge des Volkes.“²⁾

¹⁾ Der vorgenannte Johannes Ursinus oder wie er sich auch nennt Heresbachius (der berühmte Konrad von Heresbach war sein Großoheim) hat auch eine Historia Westfaliae seu veteris Saxoniae hinterlassen. Steinen meint: Er sei nicht lange nach 1616 gestorben, und sein Tod sei wohl die Ursache gewesen, daß das Werk von Müllherr und Meves nicht zustande gekommen sei.

²⁾ Hauck, Kirchengesch. Deutschl. I. 3. und 4. Aufl. S. 202.

Es wird der Agidius sein, welcher auch unter jene 14 Nothelfer der katholischen Kirche gerechnet wird. Sie sind alle sagenhafte Märtyrer der ersten christlichen Jahrhunderte, zum Teil vielleicht mythologischen Ursprungs. Agidius oder St. Gilles paßt in ihre Reihe gar nicht hinein. Es dürfte deshalb die Erwägung der Tatsache, daß jene Kapelle oder der Altar zu Westhofen im Jahre 600 einem jener vielen in jener Zeit im Frankenlande verehrten obskuren Heiligen geweiht wurde, eher ein Beweis für die Glaubwürdigkeit der Meveschen Inschrift sein, als, wie von Steinen meint, gegen sie sprechen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. — Daß schon weit vor Karl d. Gr. sich christliche Einflüsse in Deutschland geltend gemacht haben müssen, beweisen auch die deutschen Lehnwörter, z. B. das Wort „Kirche“. Es findet sich schon in ganz früher Zeit, schon vor der Auswanderung der Angelsachsen und kommt her von dem griechischen Worte Kyriakon, d. i. das Haus des Herrn. Dasselbe gilt von den Worten „Pfaffe“ (griech. papas), „Teufel“ (griech. diabolos), „Engel“ (griech. angelos), „Pfingsten“ (griech. pentekoste). Diese stammen teils sicher, teils höchst wahrscheinlich nicht aus dem Lateinischen, sondern aus dem Griechischen. Sie müssen also den Germanen von Osten her gekommen sein, und da gab es keine Vermittlung als durch die Goten. Diese Wörter sind nicht nur sehr früh in unsere Sprache gelangt, sondern haben darin sich auch so fest gewurzelt, daß z. B. „Kirche“ und „Pfaffe“ durch die späteren lateinischen Kirchenausdrücke ecclesia und clericus nicht wieder verdrängt werden konnten, weil sie eben zu lange Zeit den Germanen wohlbekannte Dinge bezeichnet hatten. Daher müssen im Innern Deutschlands vom 4.—6. Jahrhundert weit mehr Gotteshäuser, Geistliche und Gemeinden bestanden haben, als die Geschichte zu vermelden weiß. Das lehrt die Betrachtung der Sprache mit Sicherheit. — Außer solchen griechischen Wörtern — sagt Prof. Seiler¹⁾ — „sind auch von der lateinisch=romanischen Kirchensprache einige Ausdrücke schon vor der allgemeinen Befehung in unsere Sprache gedrungen: Bischof (episcopus), Pfarre (parochia), Dechant (decanus), Pfründe (praebenda),

¹⁾ Prof. Friedr. Seiler: Der deutsche Wortschatz und die deutsche Kultur. Preuß. Jahrbücher 1900. Heft 2.

opfern (operari), Almosen (romanisch almosna). Die Aufnahme dieser Worte ist in den Rheingegenden erfolgt, wo seit der Römerzeit sich christliche Einrichtungen erhalten hatten, wo schon im sechsten Jahrhundert fränkische Missionare tätig gewesen und durch die Politik der fränkischen Könige begünstigt worden waren. Es muß also schon im sechsten und siebenten Jahrhundert in diesen Gegenden zahlreiche Christen deutscher Zunge gegeben haben.“ So bestätigt auch die Sprachforschung, was die Literatur-Denkmäler uns gelehrt haben.